

Wortwahl weist auf die unterschiedlichen Entwicklungsphasen, Etappen und jeweils anderen Schwerpunktsetzungen dieses Forschungsfeldes hin – und entwirft Themen für eine zukünftige vergleichende, interdisziplinäre Medizinforschung, als deren wichtigste Aufgaben er das Zusammendenken der Politik medizinischer Diskurse, die Frage von Heilung sowie die mikro- und makropolitischen Bedingungen des Gesundwerdens sieht (438).

Der mit 447 Seiten sehr umfangreiche Sammelband vereint thematisch und regional unterschiedlich ausgerichtete Beiträge (mit einer gewissen Schwerpunktsetzung auf Afrika), die inhaltlich vielfältig und qualitativ verschieden sind und – eine besondere Qualität dieses Buches – nahezu alle auf eigenen Feldforschungen basieren. Diese Diversität der Themen und Forschungsschwerpunkte belegen deutlich das „Coming of Age“ der heutigen Medizinethnologie im deutschsprachigen Raum als selbstbewußtes, eigenständiges und schnell wachsendes Forschungsfeld.

Als Kritikpunkt kann der fehlende Index in dem ansonsten klar aufgebauten und durch die kurzen Einleitungen zu den einzelnen Sektoren sehr leserfreundlich konzipierten Bandes genannt werden. Insgesamt ist dieser facettenreiche, viele neue Einblicke in spannende Forschungsfelder präsentierende Sammelband nicht nur für MedizinethnologInnen, sondern für alle an Fragen vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit in einer globalisierten Welt Interessierten ein sehr empfehlenswertes Buch; auch und gerade in der medizinethnologischen Lehre wird es seinen wichtigen Platz finden.

Verena Keck

Everett, Daniel: Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2010. 414 pp. ISBN 978-3-421-04307-8. Preis: € 24,95

Mehr als sieben Jahre hat Daniel Everett bei den Pirahã-Indianern von Forquilha Grande verbracht, bei dieser erstaunlichen Gruppe von Indianern, die mit weniger als nichts zufrieden zu sein scheint. Noch etwa 300 bis 400 Personen leben als Jäger und Sammler in kleineren Siedlungen, hauptsächlich entlang dem Rio Maici, im Bundesstaat Amazonia. Ihre egalitäre Gesellschaft kommt laut Everett mit einem Minimum an sozialer Organisation zurecht: mit einem rudimentären Verwandtschaftssystem und ohne aufwendige Rituale. Erstaunlich ist, dass die Pirahã anscheinend keinen Schöpfungsmythos und keine Zahlwörter kennen; Farben drücken sie in Metaphern aus: wie Blut (rot), noch nicht reif (grün).

Daniel Everetts Buch „Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas“, beeindruckt. Kaum ein Sachbuch versteht es mit wissenschaftlichen Ergebnissen so zu fesseln und dabei einen Entwicklungsroman zu erzählen. Als junger Missionar des Summer Institute of Linguistics, einer wissenschaftlichen Einrichtung der evangelikalen Missionsgesellschaft zog Everett aus, um die Pirahã zu bekehren, doch am Ende gibt er sein Sendungsbewusstsein auf und bekehrt sich selbst zum Pragmatismus dieser Indianer.

Sein Buch gliedert sich in drei Teile: I. Leben. II. Sprache. III. Schluss. Diese Aufteilung ist erstaunlich, aber im Grunde ist es genau das, was Daniel Everett erzählen möchte: Das Leben mit seiner Familie im Urwald, das Leben der Pirahã-Indianer in ihrer natürlichen Umgebung und seine Arbeit als Ethnolinguist bei einer Sprache, über die es kaum Vorwissen und Verwandtschaften gibt. Hinter dem „Schluss“ verbirgt sich, recht knapp gehalten, die Erzählung der umgekehrten Bekehrung: Nachdem die Pirahã nur das glauben, was sie sehen und Everett den direkten Gottesbeweis schuldig bleiben muss, gibt er sein Missionsprojekt auf, worüber seine Ehe in die Brüche geht.

Sehr realistisch und nicht ohne Selbstironie schildert Everett das Leben im Urwald aus der Perspektive des Lernenden; nie zeigt er sich überheblich oder urteilt über seine Gastgeber. Er sieht, wie sie ihre Kinder als kleine Erwachsene behandeln, die durch praktisches Herumprobieren lernen müssen; wenn sie sich verletzen, werden sie verspottet und getröstet. Auch wenn ihn manche Ereignisse tief erschüttern, wie etwa die Tötung eines Säuglings, den die Missionarsfamilie adoptiert hatte und aufziehen wollte, bemüht sich Everett stets, die Reaktionen der Pirahã zu verstehen und dem Leser plausibel zu machen.

Er macht den Leser zum Mitforscher, zum Mitdenker, lässt ihn teilhaben an seinen Sprachexperimenten und Tüfteleien. Everett lernt die Sprache der Pirahã und er lernt aus seinen Fehlern. Zwischen den Beschreibungen des oft mühsamen und für Ungeübte manchmal nicht ganz ungefährlichen Dschungellebens hat er kleine Eingebungen: wie zum Beispiel die, dass für die Pirahã das Dorf im Grunde nur das Wohnzimmer ist, in dem sie herumlungern, während der Dschungel ihr Büro, ihre Werkstatt, ihr Atelier und ihren Spielplatz darstellt.

Auf leserfreundlichem Niveau legt Everett seine wissenschaftlichen Ergebnisse und Theorien dar und belebt sie mit Geschichten der Pirahã. Deren tonale Sprache basiert auf nur drei Vokalen und acht Konsonanten (Frauen benutzen nur sieben); sie kennt keine Passiv-Konstruktionen und unterscheidet nur rudimentär zwischen Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit. Dafür verfügt sie über unterschiedliche Gesprächskanäle: sie kann gepuffen oder gesummt werden, und so kann man sich sogar während des Essens weiter unterhalten! Kompliziert ist dagegen ihre Verbstruktur, denn jedes Verb kann bis zu 16 Endungen tragen. Einige davon markieren das Gesagte, je nachdem, ob man es vom Hörensagen kennt, ob man es selbst beobachtet hat, oder ob man es abgeleitet hat. Die Pirahã leben in einer Kultur, in der nur zählt, was sichtbar oder bezeugbar ist. Abstraktionen haben in dieser Kultur offenbar keinen Platz und das schlägt sich wiederum in ihrer Sprache nieder.

Im Plauderton widerlegt Everett fast en passant Noam Chomsky's Theorie der universellen Transformationsgrammatik. Diese besagt, dass alle Sprachen auf einem Regelsystem aufbauen, das dem Menschen inhärent ist. Natur bedingt also Sprache und diese ist Voraussetzung von Kultur. Zu den Universalien der menschlichen Sprache zählt Chomsky auch die Bildung von Nebensätzen. Den Pirahã aber fehlt was Linguisten „Rekursion“ nen-

nen, sie bilden keine Nebensätze. Everett erklärt dies aus ihrer Jetzt-Bezogenheit, denn die Rekursion würde älteres Wissen voraussetzen. Sprache ist ein Produkt unserer Lebensweise, sagt Everett. Kultur und Sprache sind untrennbar miteinander verbunden. Das hatten vor Chomsky in ähnlicher Weise ältere behavioristische ethnolinguistische Theorien auch behauptet. Nun ist der Streit in der Linguistik erneut aufgeflammt.

So spannend auch hier Everetts Ausführungen und Argumentationsketten sind, nicht immer können seine Erklärungen den ethnologisch geschulten Leser vollständig überzeugen, so zum Beispiel bei seiner These der glücklichen Habenichtse, die ständig über alles lachen. Grinsen und Lachen kann viele Ursachen und Funktionen haben – auch die der Übersprunghandlung. Everett selbst benennt die inhärenten Zwänge einer kleinen und stark aufeinander angewiesenen, geschlossenen Gesellschaft. In den meisten ist es strikt verboten, Wut zu zeigen. Hierin unterscheiden sich die Pirahã wenig von anderen amazonischen Gruppen. Das gleiche gilt für die Überzeugung, dass Essen den Körper formt und damit auch die Identität. Trinken Indianer Kaffee, so werden sie auch ein wenig so wie die Fremden. Als Xahóápati, Everetts Sprachlehrer, diesen Salat essen sieht, ist er bestürzt: „Warum isst du diese Blätter? Hast du kein Fleisch?“ Und als Everett antwortet, er möge sie, da endlich versteht Xahóápati, warum Everett seine Sprache nicht richtig lernt: Wer Salat isst, kann kein Pirahã sprechen! Everett versteht: Ihre Sprache zu sprechen, heißt ihre Kultur zu leben. Doch hinter der Äußerung Xahóápatis steckt mehr: er hat das praktische Hindernis erblickt, das ein echtes Verständnis unmöglich macht: es ist der andere Körper. Würde man ihn befragen, ob Sprache Kultur determiniert oder umgekehrt, so bekäme man wahrscheinlich zur Antwort: es ist der Salat, der die Produktion des richtigen Körpers verhindert und damit die perfekte Beherrschung der Sprache.

Ulrike Prinz

Farrer, D. S.: *Shadows of the Prophet. Martial Arts and Sufi Mysticism.* Heidelberg: Springer Science+Business Media, 2009. 311 pp. ISBN 978-1-4020-9355-5. (Muslims in Global Societies Series, 2). Price: € 149.75

Das vorliegende Buch von Douglas Farrer ist eine überarbeitete Fassung seiner Dissertation im Fachgebiet Ethnologie, die 2006 von der National University of Singapore angenommen wurde. Von Kindheit an ist Farrer begeistert von asiatischen Kampfkünsten gewesen und er kennt sich als aktiv Praktizierender mit mehreren Stilen gut aus. Besonders beschäftigt hat er sich mit „Silat“, einer Kampfkunst, die in der Inselwelt Südasiens weit verbreitet ist und sich durch unterschiedliche regionale Einzelstile auszeichnet. Zu lesen ist, dass der britische Autor in eine malaiische Familie eingeeiratet hat, in der Silat eine große Rolle spielt (19f.). Bereits Träger eines schwarzen Gürtels in der chinesischen Kampfkunst Kung Fu, hat sich Farrer 1996 in London der Gruppe „Seni Silat Haqq Melayu“ unter Leitung des malaysischen Meisters Pa’ Ariffin angeschlossen und sein Buch basiert auf der Grundlage langjähriger Erfahrungen

in England und Südostasien mit diesem Kampflehrer und seinem Schülerkreis.

Ob dieser Guru irgendwelche authentische, alte Traditionen vertritt, muss dahingestellt bleiben. Der Autor spricht diplomatisch davon, dass sein Trainer „a tradition of inventing tradition“ folgt (131) und die malaiische Familie seiner Frau scheint ziemlich skeptisch über die Expertise von Pa’ Ariffin zu sein (vgl. 20). Bemerkenswert in dieser Hinsicht ist Farrers Diskussion über Atemtechniken, wo in einer Anmerkung mitgeteilt wird, dass Gerüchten zufolge Pa’ Ariffin diese Weisheiten aus einer Videokassette oder einer Zeitschrift erhalten habe (127, Anm. 45). Pa’ Ariffin verwendet dabei exotisch klingende, indische Begriffe wie *prana* und *chakras* und es ist nicht verwunderlich, dass Seni Silat Haqq Melayu in England als esoterische New Age-Gruppierung ihre Nische gefunden hat.

Farrer erklärt, dass die Moderne als Prozess der Rationalisierung und der Entzauberung der Welt dazu geführt hat, dass Silat heutzutage als eine Sportart wie Judo und Karate im reglementierten Wettkampf praktiziert oder als eine verfeinerte Tanzkunst auf Hochzeiten und Feiern aufgeführt wird. Pa’ Ariffin selbst hat Erfahrung als Choreograf und Schauspieler für Theater, Film und Schaukampferveranstaltungen. Wie üblich in asiatischen Kampfkünsten ist auch Silat stark mit philosophischem und religiösem Denken und Handeln verbunden, hier Sufismus. Farrer hebt hervor, dass die malaiische Kampfkunst ihre Wurzeln in einer traditionellen Kriegerreligion hat: Als liminale Figur stehe der Silat-Kämpfer zwischen Leben und Tod, und das Wissen, wie man richtig zu leben, heilen, töten und sterben hat, gehöre zur altherkömmlichen islamisch-malaiischen mystischen Weltanschauung, die aber in den letzten Dekaden in Malaysia offiziell verpönt sei. Die malaysische Regierung sieht sich als Hüter des sunnitischen Islams und mystische Bewegungen genießen keinen guten Ruf. Die Gruppe Seni Silat Haqq Melayu ist stark anti-wahhabitisch und gehört zur internationalen Bruderschaft des Naqshbandi-Haqqani-Sufi-Ordens. Spirituelles Oberhaupt ist Sheikh Nazim (al-Haqqani), geboren im Jahre 1922 in Zypern. Leider erfährt der Leser wenig darüber, wie die sehr malaiisch orientierte Gruppe von martialischen Silat-Kämpfern, die ihr Geheimwissen angeblich der malaysischen Aristokratie verdankt, innerhalb der internationalen Großorganisation des Naqshbandi-Haqqani-Ordens angesehen wird. Die Gruppe hat sich im Jahre 1999 in den malaysischen Urwald zurückgezogen, weil Sheikh Nazim den Weltuntergang vorhergesagt hatte. Als sich dann die angekündigte Millenniumkatastrophe doch nicht bewahrheitete, kam es zu gravierenden Konflikten zwischen den Sufis, aber bedauerlicherweise ist darüber wenig Detailliertes zu lesen (210–212).

Ziemlich ausführlich wird hingegen auf das Phänomen einer Feuerprobe eingegangen. Der Autor meint, dass eine Feuerprobe ursprünglich zu den Gottesurteilen gehörte, durch welche die Schuld bzw. Unschuld eines Angeklagten festgestellt wurde. Für Krieger wurde sie eine besondere Form der Bewährungsprobe. Heutzutage gilt eine Feuerprobe nach Abschluss aller Übungen als definitiver Test: Es geht hier um „a means of demonstrating the initiate’s acceptance of that higher reality, a reality that goes